

Die jungsteinzeitliche Kulturlandschaft der Schweiz

Autor(en): **Guyan, W.U. / Köchli, P.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern**

Band (Jahr): **47 (1963-1964)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-324024>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Berges der Azoren, der zum Typ der Stratovulkane gehört, sind alle übrigen Schildvulkane. Ihre Calderen sind heute durch Seelein ausgefüllt, da das Wasser nicht versickern kann, weil der Boden durch Sand, Asche und Bimsstein abgedichtet ist. Die Vulkankegel sind von zahlreichen Sekundärvulkanen besetzt, die das Landschaftsbild beleben.

Der Begriff des Azorenhochs ist bei uns bekannt. Es wäre deshalb anzunehmen, daß die Inseln ständig schönes Wetter besäßen. Leider lagert aber fast ununterbrochen eine dicke Wolkendecke in 300 m Höhe über den Inseln. Oberhalb davon ist es dauernd so feucht und regnerisch, daß jedes menschliche Leben und jede wirtschaftliche Tätigkeit unmöglich wird. Gegen das Landesinnere nehmen die Niederschläge auffallend rasch ab. Die Landwirtschaft ist auf die tiefliegenden Gebiete beschränkt. Angepflanzt werden in kleinen, von Hecken begrenzten Feldern (Windschutz) vor allem Mais, Kartoffeln, Kohlarten und Weizen, dazu etwas Reben und in Treibhäusern Ananas. – Die Siedlungen sind klein, sauber und sehen freundlich aus, da die Häuser praktisch überall weiß gekalkt, die Tür- und Fensterrahmen und die Hauskanten dunkel gestrichen sind. Auffällig sind die seitwärts angebauten Küchen mit vorspringendem Backofen. Es sind durchwegs bäuerliche Siedlungen, wobei das selbständige Kleinbauerntum gegenüber dem Latifundienbetrieb mit Pächtern überwiegt. Solche arbeitsintensive Exkursionen – ein stattlicher Arbeitsband von mehreren hundert Seiten zeugt davon – unter kundiger Leitung erweisen sich für die Studenten der Geographie als äußerst wertvoll, schärfen sie ihnen doch den Blick für wesentliche Zusammenhänge und regen zu Vergleichen an. *P. Köchli*

DIE JUNGSTEINZEITLICHE KULTURLANDSCHAFT DER SCHWEIZ

Vortrag von Herrn Prof. Dr. W. U. Guyan, Schaffhausen, am 16. Januar 1964

Das Hauptereignis in der Zeit von 8000 bis 5000 v. Chr. war die Wiederbewaldung Europas. Um 5000 v. Chr. bedeckte wahrscheinlich ein fast lückenloser Urwald die tiefer gelegenen Gebiete, wobei nur die Löß- und Schwarzerdegebiete des sächsischen Landes, wo lichte Waldbestände vorherrschten, eine Ausnahme bildeten. Im vorderen Orient, von Syrien bis zum Niltal, hatte man zu jener Zeit bereits ein allgemeines Bauerntum mit Ackerbau und Viehzucht. Rind, Schaf, Ziege und Schwein waren domestiziert, und aus Wildgräsern züchtete man wahrscheinlich die ersten Getreidearten. Von 6000 v. Chr. an drangen nun einzelne Gruppen dieser Menschen in das europäische Waldland ein und begannen vor allem die Lößgebiete zu besiedeln. Die wichtigste Gruppe darunter waren die Band-Keramiker. Die Schweiz wurde davon nur bei Gächlingen im Klettgau berührt, weil dort das einzige größere schweizerische Lößvorkommen besteht. In den folgenden Jahrtausenden drangen bald Menschengruppen aus dem Rhonetal, bald solche aus dem

Rheingebiet in unser Land ein, was zu gegenseitigen Überschneidungen und Verzahnungen zwischen höheren und tieferen Kulturen führte. Der Mensch war aber allgemein noch wenig seßhaft, so daß einzelne Kulturepochen verhältnismäßig kurz waren (beispielsweise die Horgenergruppe bloß etwa hundert Jahre) und entsprechend wenig Spuren hinterließen.

Die Ausgrabungen im Weier bei Thayngen erhellen uns nun einigermaßen das Bild der jungsteinzeitlichen Kulturlandschaft von 3000–1800 v. Chr. Das Klima entsprach ungefähr dem heutigen, wobei die Sommertemperaturen eher etwas tiefer (viel Efeu) lagen als jetzt. Der größte Teil unseres Landes war von Eichenmischwald mit Ulmen und Linden bedeckt. Dazu kamen geringe Buchenbestände. Die Siedlungen lagen auf Moorboden. In Weier konnten drei Moordörfer übereinander festgestellt werden, wobei es gelang, an Hand von Vergleichen im Bildungsgang der Jahrringe von Eichen nachzuweisen, daß zwei der Dörfer während 42 bis 43 Jahren besiedelt waren. Zwischen rechteckigen Häusern (8×4 m) zogen sich Knüppelwege als Dorfgassen hin; auch wurden 80 cm hohe Dorfzäune aus geflochtenen Haselruten und Gatter aufgefunden. Da der Gytiaboden einen sehr schwankenden Baugrund darstellte, wurde er zunächst mit einer dicken Schicht Reisig verfestigt. Auf zwei Längsbalken legte man quer einen ersten Unterzug, auf dem Pfähle abgestellt wurden, die dann durch einen zweiten Unterzug in 84 cm Höhe miteinander verbunden waren. Darauf kam der Boden zu liegen. In diesem einschränkenden Sinne können wir von einer Pfahlbaute sprechen; aber die idyllischen Vorstellungen von einem Pfahlbaudorf im Wasser, wie man es früher angenommen hat, muß endgültig begraben werden. Leider fehlen alle Hinweise auf Wand- und Dachbauten mit Ausnahme einzelner Zangen, so daß wir über das Aussehen des fertigen Hauses im dunkeln tappen. Interessant ist hingegen, daß in Weier der erste Ansatz zu einem Ständerbau nachgewiesen werden konnte. – Wirtschaftlich haben wir es mit einem Wanderbauerntum zu tun. Die Brandrodung (Ringeln der Bäume mit dem Steinbeil) schaffte zwischen den Baumstrünken den notwendigen Raum für den Anbau von Zwergweizen und Emmer, die als Mus oder Brei gegessen wurden. Dazu kam eine ziemlich ausgedehnte Viehhaltung an Rindern (viel Rindermist nachgewiesen) und Schafen, aber wenig Ziegen. Die Tiere wurden zur Waldweide geführt und im Winter mit Ulmenlaub und Efeu durchgehalten, wozu wahrscheinlich noch Bärlauch kam. Jagd (Bogenfunde), Fischerei (Harpunenfunde) und Sammlertätigkeit (Haselnüsse) bereicherten den Speisezettel.

Die Töpferei war bekannt; der Lehm wurde bei der heutigen Ortschaft Lohn geholt. Allerweltsmittel im Hausgewerbe müssen Birkenteer, Birkenrinde und Lindenbast gewesen sein.

Zahlreiche Diagramme und Karten wie auch Farbaufnahmen von der Forschungsstelle ergaben ein eindruckliches Bild der damaligen dünnen und punktwisen Besiedlung unseres Landes und der Lebensverhältnisse der jungsteinzeitlichen Bevölkerung. Durch den Vortrag wurde auch eindrucklich klar, welche Fortschritte und

Verfeinerung die Forschung dank den neuen Hilfsmitteln und Erkenntnissen in den letzten Jahrzehnten erlebt hat.

P. Köchli

DIE VEGETATION DER TROPEN
IM LICHT DER PFLANZLICHEN LEBENSFORMEN

Vortrag von Herrn Prof. Dr. C. Troll, Bonn, am 21. Januar 1964

Schon Alexander von Humboldt befaßte sich in seinen «Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse» mit den pflanzlichen Lebensformen. Er versuchte, die unendliche Formenfülle der Pflanzen auf wenige Grundgestalten zurückzuführen. So unterschied er eine Bananenform, eine Palmenform, eine Kaktusform usw. Die Zahl wurde später von August Grisebach vermehrt. Anton Kerner wies darauf hin, daß in Humboldts Grundgestalten physiognomische und systematische Gesichtspunkte vermischt seien, und wünschte eine saubere Trennung. Arten der gleichen Gattung können die verschiedensten Wuchsformen annehmen, wie wir es bei der Wolfsmilch sehen. Andererseits zeigen Pflanzen, die keinerlei verwandtschaftliche Beziehungen aufweisen, oft eine übereinstimmende Lebensform. Diese Erscheinung wird als Konvergenz bezeichnet. Jedermann kennt die säulen- oder kandelaberförmigen Kakteen der Neuen Welt; in Afrika gibt es zum Verwechseln ähnliche Euphorbien und Asclepiadaceen. Der amerikanischen Agave (eine Amaryllidacee) entspricht in Afrika die Gattung Aloë (eine Liliacee). An der Igelstrauchformation der mediterranen Gebirge beteiligen sich Dornbüsche aus den Familien der Hülsenfrüchtler, Kreuzblütler, Doldengewächse.

Die Lehre von den Lebensformen wurde von der dänischen Schule weiterverfolgt. C. Raunkiaer legte seinem biologischen Spektrum die Lebensdauer der Sprosse und die Lage der Erneuerungsknospen zugrunde. Dieses auf nordische Verhältnisse abgestimmte System ist für die Tropen weniger geeignet. Was hier entscheidet, ist die Dauer der Regen- und der Trockenzeit, die Zahl der humiden und ariden Monate. Am Beispiel der Savanne wurde gezeigt, wie sich je nach der Niederschlagsmenge ein feuchter, trockener, dorniger, sukkulenter oder wüstenartiger Typus entwickeln kann. In Brasilien heißt der Savannenwald «Caatinga» (weißer Stamm), in den spanisch sprechenden Ländern Südamerikas «Palo verde» (grüner Stamm). Das deutet darauf hin, daß während der Trockenzeit, wenn die Pflanzen ihre Blätter abgeworfen haben, der grüne Stamm die Assimilation der Kohlensäure übernehmen muß. Zu beiden Seiten des Roten Meeres, in Südarabien und Somaliland, sind es Weihrauch und Myrrhe, welche diesen Typus vertreten; sie zeichnen sich zudem durch ihren hohen Gehalt an aromatischen Harzen aus.

Auf die Frage nach der Entstehung dieser Anpassungen gibt es noch keine endgültige Antwort. Morphologische, ökologische und genetische Gesichtspunkte müssen zusammen betrachtet werden. Der Vortragende gab zu bedenken, daß wir